

Die Relationalität des Sozialen: von 'dicken' und 'dünnen' Subjekten und der Soziologie als kopernikanischem Sonnensystem

Steets, Silke

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steets, S. (2019). Die Relationalität des Sozialen: von 'dicken' und 'dünnen' Subjekten und der Soziologie als kopernikanischem Sonnensystem. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 20(1), 127-140. <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i1.10>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Silke Steets

Die Relationalität des Sozialen: Von ‚dicken‘ und ‚dünnen‘ Subjekten und der Soziologie als kopernikanischem Sonnensystem

The Social, Relationally Considered: On ‘Thick’ and ‘Thin’ Subjects and Sociology as a Copernican Solar System

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund einer wissenssoziologischen Perspektive leuchtet der Debattenbeitrag die Stärken und Schwächen der von Hubert Knoblauch konzipierten Sozialtheorie aus, welche seiner Fassung des kommunikativen Konstruktivismus zugrunde liegt. Der Fokus liegt zum einen auf der relationalen Konzeption des Sozialen und zum anderen auf der Rolle des Subjekts darin. Um das diagnostizierte Problem der Bestimmung eines ‚dünnen‘ Subjekts zu lösen, formuliere ich einen Reparaturvorschlag, der zur tripolaren Dialektik von Berger und Luckmann zurückführt. Wie „offen“ der kommunikative Konstruktivismus als akademische Bewegung tatsächlich zu verstehen ist, versuche ich abschließend über eine Planetenmetapher zu klären.

Schlagworte: kommunikativer Konstruktivismus, relationale Sozialtheorie, Subjekt, Objektivationen, Dialektik

Abstract

Against the background of a knowledge-sociological perspective, this contribution evaluates the strengths and weaknesses of the social theory underlying Hubert Knoblauch’s version of communicative constructivism. The discussion is focused, firstly, on the relational conceptualization of the social and, secondly, on the role of the subject within that relation. In order to solve the diagnosed problem of determining a ‘thin’ subject, I propose a revision that leads back to the tripolar dialectical model of Berger and Luckmann. Using a planetary metaphor, I conclude by trying to clarify how “open” communicative constructivism as an academic movement can indeed be understood.

Keywords: Communicative Constructivism, relational social theory, subject, objectivation, dialectics

1 Standortmarkierung

In seinem Debattenbeitrag hebt Hubert Knoblauch (2019) die Offenheit des kommunikativen Konstruktivismus hervor, in dessen Zentrum das Bemühen stehe, verschiedene soziologische Optiken aufzugreifen und kritisch zu integrieren (ebd., S. 113 und S. 121f.). Dies geschieht freilich nicht wahllos und unsystematisch,

sondern vor dem Hintergrund eines – wie ich im Verlaufe dieses Textes noch zeigen werde – recht klar konturierten (kopernikanischen) Verständnisses von Soziologie, mit dessen Hilfe verschiedene ‚Theorieplaneten‘ zueinander in Beziehung gesetzt werden können. Um die hier vorliegende Stellungnahme an diese räumliche Metapher heranzuführen, soll sie mit der Explikation des Standortes beginnen, von dem aus sie formuliert wird.

Mein Debattenbeitrag zum kommunikativen Konstruktivismus erfolgt aus einer wissenssoziologischen Perspektive, wenngleich ich selbst eher spät und auf eher unkonventionelle Weise zur Wissenssoziologie gefunden habe. Als gelernte Stadt- und Raumsoziologin (bei Martina Löw in Darmstadt), kam mir vor gut zehn Jahren die damals von vielen meiner eher körpersociologisch oder praxistheoretisch argumentierenden Kolleginnen und Freunden belächelte Idee, mich mithilfe von Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns (2004) „neuer Wissenssoziologie“ mit Materialität, Dingen und Gebäuden zu beschäftigen. Der Sozialkonstruktivismus steht – sicher nicht ganz zu Unrecht – unter dem Verdacht, eine kaum kurierbare, von Alfred Schütz geerbte bewusstseinsphänomenologische Schlagseite zu perpetuieren, die ihn für ein solches Vorhaben höchst ungeeignet erscheinen ließ.

Was mich damals allerdings packte und bis heute nicht losgelassen hat, ist die recht simple Frage, wie sich Bergers und Luckmanns Ansatz weiterdenken lässt, wenn man einmal systematisch ausbuchstabiert, welche Rolle *materielle* Objektivationen (und als solche interessieren mich insbesondere Gebäude und Architekturen) für das Soziale spielen. So einfach die Frage, so kompliziert ist das daraus resultierende Unterfangen. Denn zur Beantwortung braucht man meines Erachtens *erstens* eine Konzeption, die den Zusammenhang von Körper, Leib und Bewusstsein in subjektiven wie sozialen Sinnsetzungsprozessen theoretisch wie empirisch zu fassen erlaubt, und *zweitens* bedarf es einer konsequenten Vorstellung davon, dass Externalisierungs- ebenso wie Internalisierungsprozesse *auch* im physisch-materiellen Eingreifen in die Welt, in körperlichen Bewegungen, im leiblichen Synchronisieren von Rhythmen, im Formen und Spüren von Materialien und Substanzen etc. sinnhaft werden – und nicht erst in der zeichenhaften Verarbeitung derselben.

Mein eigenes Bemühen, diese Probleme konzeptionell zu bearbeiten (Steets 2015, 2016), bewegt sich theoriearchitektonisch eng am Sozialkonstruktivismus und nicht am kommunikativen Konstruktivismus. Dass dem so ist, liegt zum einen an meiner Überzeugung, dass dort entscheidende Schnittstellen für ein Nachdenken über Materialität bereits angelegt sind, die es eher auszubuchstabieren, denn im weitergehenden Sinne „umzustellen“ gilt, wie es der kommunikative Konstruktivismus fordert (Knoblauch 2019; Reichertz 2017). Zum anderen spielen sicher auch biographische Gründe eine Rolle. 2012 finanzierte mir der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) auf Basis meiner Idee einen Forschungsaufenthalt an der Boston University bei Peter L. Berger, mit dem ich ausführlich über Gebäude, Treppen, Tische und Stühle nachgedacht habe und der das alles andere als abwegig fand. Die – dann aber umso intensivere – Begegnung mit dem kommunikativen Konstruktivismus resultiert aus meiner Mitarbeit an der Ausformulierung des Einrichtungsantrags für den SFB 1265 „Re-Figuration von Räumen“, der Anfang 2018 an der TU Berlin seine Arbeit aufgenommen hat. Für diesen SFB wiederum bilden Martina Löws (2001) Raumtheorie sowie Hubert Knoblauchs (2017) Entwurf einer relationalen Sozialtheorie und seine Zeitdiagnose der re-figurierten Moderne (die der SFB anhand des räumlichen Wandels des

Sozialen untersucht) die wichtigsten theoretischen Bezugspunkte. Ich selbst fand mich in dieser personalen Konstellation aus Martina Löw (meiner Doktor Mutter) und Hubert Knoblauch (den ich bis dahin persönlich kaum kannte) gewissermaßen als ein bergerianisch geschultes und an gebauten Räumen interessiertes ‚Drittes‘ wieder. Aus dieser Zusammenarbeit hat sich erfreulicherweise (neben dem SFB) ein bis heute andauerndes, ungemein anregendes Gespräch mit Hubert Knoblauch entwickelt.

Diese zugegebenermaßen recht ausführliche persönliche Einleitung hat mehr als eine anekdotische Funktion. Sie soll zum einen mein im Folgenden auch inhaltlich zu begründendes Changieren zwischen sozialem und kommunikativen Konstruktivismus andeuten und zum anderen deutlich machen, warum ich mich für ganz bestimmte Facetten des von Knoblauch vorgeschlagenen sozialtheoretischen Umbaus interessiere. Mein Beitrag ist wie folgt gegliedert: Nach einer Rekonstruktion von Knoblauchs Hauptargumentation in *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit* (Knoblauch 2017)¹ (2), werde ich mich mit zwei miteinander verknüpften Aspekten seiner Sozialtheorie auseinandersetzen (3): zum einen mit dem mich zunehmend begeisternden Entwurf einer *relationalen* Konzeption des Sozialen, mit dem sich *erstens* eine für empirische Gesellschaftsanalyse fruchtbare Interaktionsdramatik entwickeln lässt, mit der *zweitens* interessante Schnittstellen zur Raumsoziologie entstehen und mit der *drittens* auch ein differenziertes Nachdenken über materielle, technische und mediatisierte Objektivierungen möglich ist. Zum anderen wende ich mich der Rolle des Subjekts zu, das mithilfe der relationalen Sozialtheorie zwar de-zentriert, aber nicht aufgegeben werden soll. Diese Forderung leuchtet mir sowohl theoriestrategisch (und damit auch entgegen meiner eigenen bisherigen Arbeiten) als auch diskurspolitisch ein, also als Antwort beispielsweise auf die praxistheoretische Kritik am starken Subjektbegriff des Sozialkonstruktivismus'. Allerdings hat mich Knoblauchs konkrete Ausarbeitung nicht vollständig überzeugt, weshalb ich eine Art Reparatur vorschlagen möchte, die zum Sinnbegriff von Alfred Schütz (1974) und zur tripolaren Dialektik von Berger und Luckmann (2004, S. 65ff.) zurückführt. Den Schlusspunkt (4) markiert die Beschäftigung mit einer erkenntnistheoretischen Frage, die mit der proklamierten Offenheit des kommunikativen Konstruktivismus als „sozialwissenschaftlich-akademische Bewegung“ (Knoblauch 2019, S. 112) zu tun hat und die ich mithilfe einer Planetenmetapher einzuordnen versuche.

2 Diskussionsgrundlage: Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit

Mit seinem Buch *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit* hat Hubert Knoblauch (2017) den Entwurf einer soziologischen Theorie vorgelegt, die das Ziel verfolgt, die zentralen Facetten der modernen Gegenwartsgesellschaft analytisch in den Blick zu nehmen. Sein argumentativer Ausgangspunkt markiert eine Zeitdiagnose: Hervorgerufen durch tiefgreifende Mediatisierungsprozesse (Krotz/Hepp 2012) sei „kommunikatives Handeln“ (so wie er es fasst, dazu komme ich gleich) nicht mehr als ein vorwiegend lokales und ephemeres zu verstehen, das an räumlich wie zeitlich begrenzte soziale Situationen gebunden ist (Goffman 1971),

sondern es durchdringe vielmehr translokal, transsituativ und auch über funktional-systemische Differenzierungen hinweg die *Gesellschaft als Ganze*. Entscheidend für diese Diagnose ist die Beobachtung, dass die neuesten Formen der Mediatisierung (vor allem der Digitalisierungen) immer stärker dazu führten, dass kommunikatives Handeln *selbst* digitale wie materiale Produkte und Dienstleistungen hervorbringe, die wiederum (beobachtbare, messbare, ja valorisierbare) Faktoren für eine *sozialstrukturelle* Formung der Gesellschaft und ihrer Produktions- und Machtverhältnisse darstellten. Einfacher formuliert: Mit jeder Google-Recherche, jedem Tweet, jeder WhatsApp-Nachricht, jeder Frage an Siri, jedem Instagram-Post und jedem Onlineeinkauf produzieren kommunikativ Handelnde nicht mehr nur Elemente wechselseitig wahrnehmbarer Handlungskoordination (und damit Kommunikation), sondern gleichzeitig *auch* neue Rohstoffe für einen digitalisierten Kapitalismus und einen tendenziell überwachungshungrigen Staat. Die Verarbeitung dieser digitalen Rohstoffe mithilfe einer durchaus materiellen Infrastruktur wiederum führe zu neuen sozialen Ungleichheiten sowie zu veränderten zwischenmenschlichen Beziehungsformen und Subjektivierungsweisen, die es soziologisch zu beschreiben gelte. Dementsprechend genüge es heute nicht mehr, kommunikatives Handeln im Sinne einer bloßen Symbolisierung des Sozialen als „Kommunikationskultur“ (Knoblauch 1995) zu deuten (so Knoblauchs Zeitdiagnose aus den 1990er Jahren); die neueren technischen Entwicklungen und die damit verbundene grundlegend *andere* gesellschaftliche Funktion kommunikativen Handelns führe vielmehr mitten hinein in die „Kommunikationsgesellschaft“ (Knoblauch 2017, S. 329ff.).

Um diesen folgenschweren gesellschaftlichen Wandel soziologisch adäquat abbilden zu können, schlägt Knoblauch verschiedene sozialtheoretische Neuerungen vor, die in der schon angesprochenen grundbegrifflichen Umstellung vom Sozialkonstruktivismus auf den kommunikativen Konstruktivismus gebündelt werden. In dessen Zentrum steht der Begriff des kommunikativen Handelns, der deutlich anders hergeleitet wird als bei Jürgen Habermas (1981) und der sich nur im Zusammenhang mit der komplementär dazu entworfenen relationalen Sozialtheorie verstehen lässt. Für Knoblauch (2019, S.114) ist jedes soziale Handeln ein kommunikatives Handeln, denn das Soziale wird bei ihm als Relation zwischen mindestens zwei Subjekten gefasst, die sich – und zwar *immer* vermittelt über Objektivierungen und damit für einander und für andere wahrnehmbar – aufeinander beziehen. Die Grundeinheit des Sozialen ist damit im einfachsten Fall eine Triade zwischen zwei Subjekten und einer Objektivierung. Knoblauch betont, dass sowohl die Art und Weise, wie sich Subjekte aufeinander beziehen (ob sie also gestikulieren oder sprechen, ob sie sich Aufmerksamkeit schenken oder ignorieren, ob sie einander anblicken oder sich schlagen etc.) als auch die Art und Weise wie Objektivierungen diese Bezugnahme vermitteln (also ob eher immateriell über Sprache oder eher materiell über gebaute Räume, ob über analoge oder digitale Medien, ob zeichenhaft oder physisch wirkend) so breit wie nur irgend möglich zu denken sind.

Daran anschließend zeigt er im gesellschaftstheoretischen Teil seines Buches (Knoblauch 2017, S. 189ff., aber auch Knoblauch 2019, S. 118f.) wie sich das so verstandene Soziale in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen verzeitlicht und verräumlicht, also wie aus losen kommunikativen Handlungen Handlungssequenzen, kommunikative Formen und Gattungen werden und wie (das gerät allerdings vergleichsweise kursorisch) aus ephemeren Verortungen und räumlichen Relationen feste räumliche Anordnungen und Raumsynthesen ent-

stehen, die sich im Gebauten ebenso wie im Imaginären zu Mustern kristallisieren. Während die Gesellschaftstheorie die konzeptionellen Grundlagen dafür legt, wie sich im Prozessieren wechselseitiger kommunikativer Bezugnahmen zwischen Subjekten zeitliche wie räumliche Institutionalisierungen herausbilden und in gesellschaftlichen Strukturen verfestigen, ist der letzte Teil des Buches der Zeitdiagnose gewidmet (Knoblauch 2017, S. 329ff. und Knoblauch 2019, S. 120f.). Hervorgerufen durch (die oben angedeuteten) Mediatisierungsprozesse verändern sich, so Knoblauch, sowohl die Arten und Weisen, wie Subjekte Reziprozität herstellen (können) als auch die gesellschaftliche Bedeutung dieses kommunikativen Handelns so grundlegend, dass daraus etwas Neues entsteht, das am besten als „Kommunikationsgesellschaft“⁴² zu verstehen sei.

Da sich dieses (makrostrukturell tendenziell auf Entdifferenzierung hinauslaufende) *Neue* zwar formiere, das *Alte* (gemeint ist eine nationalstaatlich verfasste, funktional differenzierte moderne Gesellschaft) aber dadurch nicht verschwinde, verdichtet Knoblauch seine Diagnose schließlich im Bild einer „refigurierten Moderne“ (Knoblauch 2017, S. 381ff. und Knoblauch 2019, S. 121). Er schließt damit an Elias' Begriff der Figuration und an dessen Diagnose der Moderne an (Elias 1976). Elias sah in der Großfiguration der Moderne einen fortschreitenden Prozess der Zentralisierung von Macht, der Territorialisierung von Räumen und der zunehmenden Selbstdisziplinierung der Individuen. Mit „Re-Figuration“ meint Knoblauch nun keinen Epochenwandel (den man wohl eher als Ablösung einer Figuration durch eine andere beschreiben müsste), sondern die konflikthafte Überlagerung zweier gegenläufiger Figurationen: der Figuration der Moderne und der Figuration der sich abzeichnenden Kommunikationsgesellschaft. Sichtbar werde das Konflikthafte dieser Re-Figuration beispielsweise an der Gleichzeitigkeit von systemischen Ent- und Begrenzungsprozessen, von simultanen räumlichen De- und Reterritorialisierungen und von horizontalen sozialen Netzwerkbildungen und (neuerlichen) Hierarchisierungen.

Im Folgenden möchte ich meinen Blick, wie gesagt, auf die Sozialtheorie und damit auf einen kleinen Ausschnitt dieses komplexen Gedankengebäudes richten. Der von mir eingenommene wissenssoziologische Standpunkt wird zwar zu einem eher kurzen Vermessungsabstand führen, es mir aber erlauben – gewissermaßen durch eine Lupe –, ins Innenleben dieses Ansatzes zu blicken.

3 Umstellen auf Relationalität

Die von Knoblauch (2017, S. 75ff.) vorgeschlagene Umstellung von einer *phänomenologisch* fundierten sozialkonstruktivistischen Theorieposition auf eine kommunikativ konstruktivistische *Sozialtheorie* funktioniert meines Erachtens auch ohne die zeitdiagnostische Begründungsfigur, denn die Notwendigkeit dieser Veränderungen wird noch einmal theoriestrategisch hergeleitet: Vor allem die post-strukturalistischen Diskurs-, Praxis- und Subjektivitätstheorien hätten, so Knoblauch, in den letzten Jahren viele neue Theorieimpulse gesetzt, aber auch zu einigen Missverständnissen gegenüber dem Sozialkonstruktivismus geführt, die es *erstens* zu sortieren und aufzuarbeiten gelte, um daraus *zweitens* für die anvisierte Umstellung zu lernen. Worin genau nun werden die theoretischen Probleme des Sozialkonstruktivismus gesehen?

Knoblauch identifiziert zwei Hauptprobleme: Zum einen kritisiert er die zentrale Rolle, die das Subjekt, vermittelt über Schütz, im Ansatz von Berger und Luckmann spielt, und zum anderen diagnostiziert er eine aus der Zeit gefallene Vernachlässigung materieller und körperlicher Aspekte des Sozialen. Statt nun allerdings die phänomenologische Basis des Sozialkonstruktivismus zu verändern und weiterzuentwickeln (was der Strategie entspräche, die ich in meiner Arbeit verfolgt habe, vgl. Steets 2015, S. 58ff.), setzt Knoblauch für seine theoretische Konzeption einen grundlegend neuen Ausgangspunkt. Am Anfang steht bei ihm nicht mehr das phänomenologisch ausgeleuchtete Subjekt, sondern ein relational gedachtes Soziales. Allerdings, und das macht die Argumentation kompliziert, soll das Subjekt auch nicht aufgegeben werden, sondern als ein weniger voraussetzungsreiches Element der Relationalität des Sozialen weiter im Spiel bleiben. Wie nun ein solches „möglichst inhaltsleer[es] und ‚dünn[es]“ (Knoblauch 2017, S. 70) Subjekt zu verstehen ist, bleibt allerdings unklar. Um diesen Schritt weg vom ‚dicken‘ Subjekt, hin zur Sozialität besser fassen zu können, möchte ich einen kurzen Blick auf die Bestimmung des subjektiven Sinnbegriffs bei Alfred Schütz werfen.

3.1 Sinnbegriff bei Alfred Schütz

Schütz war angetreten, den Handlungsbegriff Max Webers philosophisch zu untermauern. Weber (1980) definierte das Soziale als ein Handeln, das sich sinnhaft am Verhalten anderer orientiert. Für Schütz entstanden daraus zwei Fragen: Was bedeutet eigentlich sinnhafte Orientierung? Und: Wie lässt sich darauf aufbauend das Soziale fassen? Schütz' Antwort ist ebenfalls zweistufig: Im *Sinnhaften Aufbau* (Schütz 1974) entwirft er zunächst eine Theorie des Handelns als einer besonderen zeitlichen Form des Erfahrens und dann eine Theorie des Sozialen als Intersubjektivität. Beides bestimmt er aus der Perspektive der Phänomenologie.

Zunächst zur sinnhaften Orientierung: Schütz geht davon aus, dass subjektiver Sinn im reflexiven Zugriff auf Erlebtes entsteht. Sinn ist damit eine Leistung des Bewusstseins, was wiederum voraussetzt, dass Bewusstsein intentional, also auf Objekte gerichtet ist. Das heißt, Bewusstsein ist immer Bewusstsein *von etwas*. Dieses Etwas können Gegenstände der äußeren Welt (Bäume, Stühle, Menschen), Elemente einer inneren, subjektiv erlebten Wirklichkeit (wie Ärger oder Freude) oder auch äußerlich-innerliche Wirklichkeitskomponenten (wie etwa Atmosphären) sein. Entscheidend für die subjektive Sinnkonstitution ist einzig der *Modus der Zuwendung* zu diesen Elementen, also die Art und Weise, wie ich ein Haus, einen Mitmenschen oder eine innere Beklemmung erfahre, wie ich eine vergangene Situation erinnere oder wie ich mir eine zukünftige Handlung vorstelle. Sinn ist damit ein relationaler Begriff. Er setzt voraus, dass es einen Abstand gibt, im Fall des subjektiven Sinns zwischen einem wahrnehmenden Subjekt und einem wahrgenommenen Objekt, das zum Gegenstand einer Deutung gemacht wird. Sinn entsteht dann in der Art der Hinwendung des Subjekts auf ein Objekt.

Aus den Überlegungen zur Konstitution subjektiven Sinns (im hypothetischen einsamen Ich) leitet Schütz nun seine Theorie des Sozialen als „Intersubjektivität“ ab. Intersubjektivität entsteht gewissermaßen durch die Synchronisation zweier oder mehrerer subjektiver Bewusstseine oder mit Schütz gesprochen als „Phäno-

men des Zusammenalters“ (ebd., S. 144). Voraussetzung dafür ist eine Ähnlichkeitshypothese, nämlich die wechselseitige Annahme von Ego und Alter, dass der oder die jeweils Andere auf *ähnliche* Art in der Welt ist wie ich, das heißt über ein ähnlich prozessierendes Bewusstsein verfügt. Fremdverstehen als Egos Hinwendung zu Alters subjektivem Sinnzusammenhang funktioniert prinzipiell nur zeichenvermittelt (da ich nicht ins Bewusstsein meines Nachbarn schauen kann). Das heißt, es orientiert sich an Objektivationen, also an den in der sozialen Wirklichkeit erkennbaren Ausdrucksformen (Zeichen, Gesten, Sprache etc.), die als Ausprägungen fremder Bewusstseinerlebnisse gedeutet werden. Für Schütz entstehen nun in der Wirklichkeit der Alltagswelt, an der wir ein pragmatisches Interesse haben, in interaktiven Austauschprozessen immer wieder neue, wechselseitige Abstimmungen subjektiver Erfahrungsschemata – und damit Intersubjektivität. Worin liegt nun das Problem dieses Modells?

Unzufrieden ist Hubert Knoblauch vor allem mit der allgemeinen Bestimmung einer dem Sozialen *vorgängigen* Subjektivität. Das Problem der Intersubjektivität bleibe ungelöst, denn der *Andere* könne jeweils nur das sein, was *ich* von ihm erlebe. Das heißt, wenn ich den Anderen verstehe, dann verstehe ich eigentlich immer nur mich selbst. Was auf der Ebene der Alltagswelt in der Regel zu koordinierten Handlungssequenzen führt (und zwar weil die Alltagswelt von einem *pragmatischen* Interesse an ihr geprägt ist), wird auf der Ebene der soziologischen Theoriebildung zu einem ernsthaften Problem. Denn weil auch „diejenigen, die Phänomenologie betreiben oder die Sozialwissenschaft begründen wollen, selbst immer schon in einer sozial konstruierten Wirklichkeit verstrickt“ (Knoblauch 2017, S. 59) und damit ziemlich ‚dicke‘ Subjekte sind, sei eine *phänomenologische* Bestimmung *allgemeiner* Subjektqualitäten ein widersinniges Unterfangen. Postkolonial zugespitzt klingt das wie folgt: „Was aus der Perspektive eines österreichisch-amerikanischen Philosophen [gemeint ist Alfred Schütz] als allgemeine Strukturen des Handelns erscheint, muss keineswegs von einer aus Indien stammenden deutsch-österreichischen Sozialanthropologin [gemeint ist hier Shalini Randeria, die sich kritisch damit auseinandergesetzt hat] geteilt werden“ (ebd., S. 183).

3.2 Wie umstellen?

Eine Lösung für dieses Problem sieht Knoblauch im Entwurf einer *relationalen* Sozialtheorie. Darüber hinaus gelte es die bewusstseinstheoretische und auf Sprache fokussierte Schlagseite des Sozialkonstruktivismus zu kurieren und zwar durch die systematische Berücksichtigung der Körperlichkeit und Materialität des Sozialen. Veranschaulicht werden diese Umstellungen am Beispiel des Fingerzeigs.

Der Fingerzeig gilt Knoblauch als „mustergültiges“ (ebd., S. 1) Beispiel für den – wie er selbst schreibt – kleinsten gemeinsamen Nenner dessen, was er als das Soziale bestimmt. Ein wichtiger Aspekt des Fingerzeigs ist, dass er eine körperliche Form der Kommunikation darstellt, die ohne Sprache auskommt. Während alle Versuche, das Soziale aus der Sprache und den Zeichen abzuleiten, das Soziale, das sie erklären wollen, bereits voraussetzen müssten, gelänge mit der sozialtheoretischen Explikation des Fingerzeigs gewissermaßen eine theoretische Tieferlegung. Abstrakt gesprochen ist der Fingerzeig eine relationale Anordnung

zwischen zwei Subjekten und einem Objekt. Subjekt A verweist im Medium des eigenen Fingers so auf das Objekt, dass Subjekt B nicht auf den Finger schaut, sondern gemeinsam mit Subjekt A auf das Objekt. Im Moment des Fingerzeigs entsteht, was Knoblauch in Anlehnung an Tomasello (2008, S. 335) „shared intentionality“ nennt, ein gemeinsamer Fokus der Aufmerksamkeit auf etwas Drittes. Das Soziale besteht nun allerdings nicht in erster Linie in dieser geteilten Aufmerksamkeit (das wäre adäquat zu Durkheims Idee des Kollektiven oder zur Idee der Intersubjektivität bei Schütz), sondern in der hervorgebrachten *Reziprozität*, also der wechselseitigen Relation zwischen A und B, die zugleich auch eine verzeitlichte und verräumlichte Beziehung zwischen Subjekt A, Subjekt B und dem gezeigten Objekt darstellt. Soziologisch formuliert: Das Soziale bildet sich aus wechselseitigen Handlungen, die in der Bezugnahme auf etwas Drittes Objektivationen erzeugen und vermittelt über diese Objektivationen eine Welt teilen.

Reziprozität ist, wie Knoblauch (ebd., S. 104) schreibt, „als eine grundlegende Leistung des kommunikativen Handelns herauszustellen“ und nicht des Bewusstseins, denn in der Reziprozität wird die räumliche wie zeitliche Relation zwischen den Subjekten hervorgebracht. Was heißt das? Bezogen auf den Fingerzeig kann man es so beschreiben: Subjekt A muss, um Subjekt B etwas zu zeigen, Bs Perspektive antizipieren, um gleichsam *von B aus* den Verweis auf das zu zeigende Objekt zu realisieren. Dies impliziert *erstens* ein räumliches Sich an den Ort von B Versetzens (das nennt Knoblauch Positionalität), *zweitens* eine wechselseitige Koordination von Handlungsmotiven und damit eine zeitliche Sequenz (A zeigt mit dem Finger, *um* etwas zu zeigen, und B schaut, *weil* A mit dem Finger auf etwas zeigt – das Um-zu-Motiv von A wird im Fingerzeig zum Weil-Motiv von B) und *drittens* eine (letztlich selbstreflexive) Spiegelung von A via B. Zugleich betont Knoblauch am Beispiel des Fingerzeigs die leibkörperliche Facette seines Handlungsverständnisses. Soziales Handeln ist für ihn immer ein zugleich wahrnehmendes wie wirkendes physisch-materielles Eingreifen in die Welt, das beobachtbare Spuren in dieser Welt hinterlässt. Es ist durch Performanz, das heißt einen sequentiellen Ablauf und durch wechselseitige Performativität, also durch reziproke körperliche *Doings* geprägt. Knoblauch argumentiert, dass Wirken und Wahrnehmen lediglich analytisch zu trennen sind, da etwa jedes Tasten und erst recht jede kinästhetische Wahrnehmung kaum umhinkomme, „zugleich auf eine Weise zu wirken, die in ihrer jeweiligen Form als Kommunikation verstanden werden kann“ (Knoblauch 2017, S. 127).

Gleichsam als Effekt seiner relationalen Fassung des Sozialen entstehe in A wie B so etwas wie „a sense of one’s place“ (Bourdieu 1992, S. 141), also ein doxisches Gespür für den physischen, aber auch für den sozialen Ort, von dem aus gehandelt wird, und damit ein Merkmal von Subjektivität. Das Subjekt werde, wie Knoblauch betont, in dieser Konzeption nicht universalistisch und substanzialistisch als gegeben vorausgesetzt, vielmehr kämen durch die Relationalität des Sozialen bestimmte Subjektivierungsprozesse überhaupt erst in Gang. ‚Dicke‘ Subjekte werden also gemacht, nicht gesetzt. Gleichzeitig ist kommunikatives Handeln ohne ‚dünne‘ Subjekte aber nicht denkbar. Während sich nun langsam abzeichnet, was ‚dicke‘ Subjekte sind – es sind solche, die über die alltägliche Interaktionsdramatik in immer wieder neue, wenngleich sich in ihrer Typik wohl wiederholende Subjektivierungsprozesse verstrickt sind und dadurch immer ‚dicker‘ werden –, bleibt weiter offen, was eigentlich unter ‚dünnen‘ Subjekten zu verstehen ist. So charmant das Beispiel des Fingerzeigs auch sein mag, haben sich für mich im Nachdenken darüber doch einige Fragen ergeben. *Erstens*: Ist nicht auch

der Fingerzeig schon eine zeichenhafte (zwar vorsprachliche, aber dennoch zeichenhafte) Form der Kommunikation (und damit nicht grundsätzlich anders als Sprache)? Und setzt der Akt des Zeigens nicht das voraus, was er im Moment des Zeigens eigentlich erst herstellen soll, nämlich bestimmte Subjektqualitäten? Denn um zu verstehen, was Zeigen als kommunikativer Akt bedeutet, muss ein Subjekt A bereits verstanden haben (wie präreflexiv auch immer), dass es anderen Subjekten, nicht aber anderen Objekten etwas zeigen kann. Also die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt wird hier doch vorausgesetzt und damit auch ein impliziter Subjektbegriff. Wie aber wäre der zu fassen?

Man kann den Fingerzeig auf unterschiedliche Weisen lesen. Eine sozialtheoretisch radikale Lesart wäre es, ihn als eine Art Zufallsprodukt der relationalen Anordnung unterschiedlicher Entitäten zu verstehen, der – im Moment, in dem der gemeinsame Fokus der Aufmerksamkeit via Fingerzeig entsteht – Subjekte und Objekte hervorbringt. Das aber hat Knoblauch offenbar nicht im Sinn. Man könnte ihn allerdings auch so verstehen, dass er sich zwischen unterschiedlich ‚dicken‘ Subjekten aufspannt, etwa zwischen (noch ‚dünnen‘) Neuankömmlingen auf der Bühne des Sozialen, also beispielsweise Kleinkindern und deren (schon ‚dicken‘) signifikanten Anderen. Stellen wir uns also vor, Subjekt B sei ein Kind, das von Subjekt A (z.B. der Mutter) etwas gezeigt bekommt. In dem Moment, in dem das Kind nicht mehr den Finger der Mutter anschaut, sondern das, worauf die Mutter deutet, entwickelt es Subjektivität. Ontogenetisch passiert dies offenbar um den neunten Lebensmonat herum (Knoblauch 2017, S. 98). In diesem Falle allerdings müsste man die Mutter tatsächlich als ‚dickes‘ Subjekt voraussetzen (das mindestens weiß, dass es zwar dem Kind, nicht aber beispielsweise dem Haus etwas zeigen kann etc.). Denkt man den Fingerzeig so, dann wäre er aus meiner Sicht allerdings konzeptionell kaum mehr zu unterscheiden, von dem was Berger und Luckmann (2004, S. 139ff.) im letzten Teil ihres Buches mit der Überschrift „Gesellschaft als subjektive Wirklichkeit“ unter dem Stichwort „Internalisierung“ beschrieben haben. Denn dort geht es doch um eben jene Mechanismen, durch die die Gesellschaft ins Individuum kommt und es wird gezeigt, dass und wie Subjekte und persönliche Identitäten gesellschaftliche Konstruktionen sind.

3.3 Der Sinn des Sozialen und die tripolare Dialektik

Um das Dicke-Subjekt-Dünne-Subjekt-Problem zu lösen, aber die überzeugende Idee einer relationalen Bestimmung des Sozialen beizubehalten, möchte ich eine Vermittlung zwischen sozialem und kommunikativem Konstruktivismus vorschlagen, die einen etwas abgewandelten Schütz'schen Sinnbegriff und die von Berger und Luckmann (2004, S. 65ff.) entwickelte tripolare Dialektik der gesellschaftlichen Konstruktion wieder in den kommunikativen Konstruktivismus einbaut. Der an Schütz angelehnte Sinnbegriff soll verstanden werden als die Art und Weise, in der sich Subjekte einander zuwenden (wie präreflexiv und leibkörperlich auch immer). Sinn bleibt damit ein relationaler Begriff, allerdings wandert er aus dem Subjekt auf die Ebene des Sozialen. Die tripolare Dialektik Berbers und Luckmanns wiederum beschreibt die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit als permanentes Wechselspiel aus Prozessen der Externalisierung, Objektivation und Internalisierung. Das heißt, dass die Wirklichkeit, in der wir leben, eine ist, die erstens in subjektiv sinnhaften sozialen Handlungen hervorge-

bracht wird (Weber), dass uns diese Wirklichkeit dann aber wiederum zweitens als soziale Tatsache ‚dinghaft‘ gegenübersteht (Durkheim) und dass wir sie drittens in unser subjektives Bewusstsein übernehmen müssen, um überhaupt Teil dieser Wirklichkeit zu sein (Mead). Formelhaft verdichtet bringen Berger und Luckmann (2004, S. 65) das dialektische Verhältnis von Mensch und Gesellschaft bekanntermaßen wie folgt auf den Punkt: „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt“.

Versucht man nun diese beiden Elemente in Knoblauchs Model einzubauen, dann kann dies eigentlich nur im Wechselspiel zwischen Subjekt und Sozialem erfolgen. Im einfachsten Fall entsteht das Soziale bei Knoblauch durch die reziproke Bezugnahme zweier Subjekte aufeinander, die – weil diese Bezugnahme erkennbar bzw. wahrnehmbar sein muss – über Objektivationen vermittelt wird. Der Sinn des Sozialen lässt sich damit bestimmen als die Art und Weise, wie sich die Subjekte aufeinander beziehen, also wie sie sich einander zuwenden. Objektivationen wiederum können vielfältigste Formen annehmen. Sie können materiell oder immateriell, primär oder sekundär, bereits vorhanden oder neu hervorgebracht, physisch wirkend oder zeichenhaft sein; zudem überlagern sie sich häufig (Legitimationen erklären Institutionen, Narrationen legitimieren Gebäude etc.). *Allen* Objektivationen gemein aber ist, dass sie die Art und Weise, wie Subjekte aufeinander Bezug nehmen können, *vermitteln*. Deshalb agieren Subjekte nie im luftleeren Raum und deshalb sind Objektivationen so seltsam ‚fest‘. Sie beschränken und ermöglichen gleichzeitig, wie sich Subjekt A auf Subjekt B und Subjekt B auf Subjekt A beziehen kann.

Betritt nun ein, zunächst als ‚dünn‘ anzunehmendes Subjekt die Bühne der Welt, dann ist diese Bühne eine bereits vorgedeutete, vorinterpretierte Welt – und zwar, weil sie eine Welt voller Objektivationen ist (Berger/Luckmann 2004, S. 37). Übertragen auf die relationale Sozialtheorie Knoblauchs heißt das: Bereits etablierte Objektivationen vermitteln auf sehr spezifische Weise zwischen Subjekten. Im Zuge des Hineinwachsens in eine Gesellschaft wird das ‚dünne‘ Subjekt subjektiviert (und damit immer ‚dicker‘). Konkret passiert das, indem es in reziproke Bezugnahmen mit signifikanten Anderen verwickelt wird, z.B. in Form des Fingerzeigs. Das heißt, andere wenden sich ihm zu, aber – und das ist die Pointe –, wenn *Reziprozität* hergestellt werden soll, dann wendet sich das ‚dünne‘ Subjekt auch anderen zu. Das heißt: Subjektiviert werden kann nur, wer oder was *im Modus des Subjektiven in der Welt ist*. Deshalb kann die Gesellschaft (bislang) auch keine Steine, Häuser oder Fußbälle subjektivieren. Und deshalb ist Subjektivierung auch nie nur eine Einbahnstraße von der Gesellschaft ins Subjekt. Es ist dieses Wechselspiel zwischen eigener Bezugnahme *auf* andere und Fremdbezugnahme *von* Anderen, das subjektiviert. So weitergedacht, müsste man für das dünne Subjekt eigentlich nur voraussetzen, dass es die Fähigkeit oder zumindest die Potentialität mitbringt, sich sinnhaft auf Andere zu beziehen. Das heißt, es bedarf lediglich einer Art ‚Subjektbegabung‘, der Rest ist Empirie.³ Subjektivierungsprozesse sind in dieser Lesart ein Resultat der Interaktionsdramatik zwischen subjektbegabten Entitäten. In dessen Zuge etwa bilden sich nicht nur Zeichensysteme wie die Sprache, sondern auch sinnliche Ordnungen des Wahrnehmens (Göbel/Prinz 2015) und Praktiken des Umgangs mit Dingen, Menschen und Räumen aus, die jeweils typisch für bestimmte Milieus, kulturelle Kontexte oder Epochen sind. Subjektivierung bleibt ein wichtiges Thema der Soziologie, mit Knoblauch aber ist es nicht mehr nur als Ich-Welt-Verhältnis zu denken, sondern

als Prozess innerhalb der Subjekt-Objekt-Subjekt-Triade kommunikativen Handelns. Und es umfasst nicht nur zeichenhaft hergestellte Reziprozität, sondern auch leibkörperliche Formen derselben.

Im nächsten Schritt gälte es freilich, im Detail herauszuarbeiten, welche unterschiedlichen Arten von Objektivationen es gibt und wie diese jeweils idealtypisch zwischen Subjekten vermitteln. Ich kann dies hier nur beispielhaft andeuten: So wissen wir etwa aus der Techniksoziologie, dass in vielen technischen Objektivationen Nutzungsvorstellungen seitens der Gestalterinnen und Gestalter, sogenannte „Skripte“ (Akrich 1992) verbaut sind, die Handlungsabläufe und damit bestimmte Formen von Reziprozität evozieren und andere verhindern (vgl. weiterführend Pfadenhauer/Grenz 2017). Objektivierte Raumstrukturen wiederum positionieren Subjekte realräumlich so zueinander, dass sie sich nur in bestimmten Arten und Weisen aufeinander beziehen können. Neben dieser positionierenden Wirkung auf die Körper sind *gebauete* Räume außerdem meist mit zeichenhaften Indikatoren („cues“) ausgestattet, die bestimmte Situationsdefinitionen und daran hängende Interaktionsrituale antriggern (Rapoport 1982). Und schließlich ist es die Entwicklung neuer digitaler und interaktiver Medien (also neuartiger Objektivationen), die kommunikatives Handeln in ein vor allem zeichenhaftes transformieren und es dadurch, wie Knoblauch (2017, 329ff.) schreibt, sehr grundlegend verändern.

Um die Diskussion zusammenzufassen: Die relationale Konzeption des Sozialen entfaltet meines Erachtens eine größere Fruchtbarkeit, wenn sie den (hier weniger bewusstseinslastig verstandenen) subjektiven Sinnbegriff von Schütz und die tripolare Dialektik des Sozialkonstruktivismus wieder aufnimmt. Man gewinnt damit eine Vorstellung dessen, was mit dem ‚dünnen‘ Subjekt gemeint ist und wie Subjektivierungsprozesse als Interaktionsdramatik gefasst werden können. Weiterentwicklungsmöglichkeiten sehe ich zum einen in der Ausarbeitung einer Typologie von Objektivationen sowie in einer Beschreibung von deren je typischer Art der Vermittlung zwischen Subjekten und zum anderen in der Zusammenarbeit mit der Raumsoziologie, für die Knoblauchs Fassung des Sozialen als einer prinzipiell räumlichen Konstellation eine interessante Schnittstelle bietet. Damit komme ich zu meinem letzten, dem erkenntnistheoretischen Punkt der Diskussion.

4 Von einer Zwangsheirat und der Soziologie als kopernikanischem Sonnensystem

Wie eingangs erwähnt, betont Knoblauch (2019) in seinem Debattenbeitrag mehrfach die Offenheit des kommunikativen Konstruktivismus, in dessen Zentrum das Bemühen stehe, verschiedene soziologische Optiken aufzugreifen und kritisch zu integrieren (ebd., S. 113 und S. 121f.). Begründet wird dieser Anspruch mit der Formulierung einer erkenntnistheoretischen Position, die auf der Überzeugung fußt, „dass es sich bei den Sozialwissenschaften, wie bei der Soziologie keineswegs um eine multiparadigmatische Bewegung handelt“ (ebd., S. 121). Vielmehr geht Knoblauch davon aus, „dass als so unterschiedlich angesehene Ansätze wie die rationale Handlungstheorie, die Praxistheorien und die Systemtheorie lediglich un-

terschiedliche Aspekte des gemeinsamen Gegenstandes des Sozialen betrachten“ (ebd.). Und weiter heißt es: „Um diesen Gegenstand nicht zu reifizieren, sondern im forschenden Vollzug zu reflektieren, erscheint uns der zum kommunikativen erweiterte soziale Konstruktivismus ein verbindender Bezugspunkt“ (ebd., S. 121).

Auch diese ausdrückliche Einladung zum kommunikativen Konstruktivismus schließt an die oben ausgeführte und von Berger und Luckmann entwickelte Denkfigur der tripolaren Dialektik an. In dieser steckt insofern bereits ein sehr umfassender theoretischer Anspruch als dass sie – um es mit einer (typischen) Metapher Bergers (2016) zu formulieren – „Max Weber, Émile Durkheim und George Herbert Mead, eventuell gegen ihren Willen, in einer Kapelle von Alfred Schütz miteinander verheiratet“. Ich selbst habe in der Vergangenheit mehrfach argumentiert, dass sich diese dialektische Denkfigur hervorragend als kognitive Landkarte nutzen lässt, um unterschiedliche theoretische Positionen und ihre Lage zueinander zu sortieren und in ihren Stärken und Schwächen zu evaluieren (Steets 2015, S. 246f. und 2018, S. 228ff.). Das denke ich noch immer, allerdings habe ich dafür eher selten die von mir erhoffte Begeisterung seitens meiner theoretisch anders argumentierenden Gesprächspartnerinnen und -partner erhalten. Bergers Anspielung auf die Klassikerhochzeit als mögliche Zwangsheirat („eventuell gegen ihren Willen“) deutet an, worauf ich hier hinaus will. Expliziter formuliert: Ich bin skeptisch im Hinblick auf die Frage, ob sich auf Basis der sozialkonstruktivistischen Dialektik tatsächlich eine *offene* sozialwissenschaftlich-akademische Bewegung gründen lässt, um eine re-figurierte Soziologie für eine re-figurierte Moderne zu betreiben, was nicht nur ein spannendes, sondern – folgt man Knoblauchs Zeitdiagnose – auch ein notwendiges Projekt wäre. Der Autor selbst merkt vorsichtig an, dass dieses Vorhaben eine Diskussion erfordere, „die das (sich als paradigmatisch ausgebende) Kirchturmdenken einzelner Ansätze, Zeitschriften und Schulen“ (Knoblauch 2019, S. 122) überschreiten müsste. Noch einmal: Auch wenn dies mehr als begrüßenswert wäre, kann ich mir, die Mechanismen akademischen Arbeitens klar vor Augen, schlicht nicht vorstellen, dass das passiert.

Nichtsdestotrotz möchte ich abschließend – und zwar erneut mithilfe einer Metapher – zum einen die Potentiale, zum anderen aber auch das Problem einer solchen Soziologie präzisieren. Die Metapher geht auf den britischen Theologen John Hicks (1982) und dessen Nachdenken über das Gelingen interreligiösen Dialogs zurück. Hicks argumentiert, dass Religionen die Welt in der Regel aus einer ptolemäischen Perspektive begreifen, mit der eigenen Weltsicht als der Erde, um die herum wiederum andere Erden (Religionen) zirkulierten. Voraussetzung für einen Dialog zwischen den Religionen sei die Umstellung auf eine kopernikanische Optik: In deren Zentrum steht bekanntermaßen die Sonne, hier gedacht als die ultimative Wahrheit, um welche sich die verschiedenen Planeten (Religionen) drehen, wobei jeder Planet immer nur einen kleinen Ausschnitt der Wahrheit in den Blick nehmen kann. Eine umfassende Vorstellung dessen, was die Sonne (Wahrheit) ausmacht, sei deshalb nur in der dialogischen Verschränkung der verschiedenen Planetenansichten zu gewinnen, oder – wenn man mit Knoblauch sprechen möchte – über den Versuch der kommunikativen Herstellung von Reziprozität.

Im Zentrum von Knoblauchs kopernikanisch gedachtem Sonnensystem der Soziologie steht zwar kein emphatisch aufgeladener Begriff von Wahrheit. Interessanterweise aber bleibt auch bei ihm das Zentrum nicht leer. Es ist besetzt durch das *Soziale*, das sich für ihn – trotz aller Perspektivierung, die es durch un-

terschiedliche Theorieplaneten erfährt – als *Gegenstand der Soziologie* bestimmen lässt. Mehr noch, diese, im übrigen epistemologisch alles andere als radikalkonstruktivistische Haltung (als welche die Wissenssoziologie hin und wieder missverstanden wird) ist für Knoblauch die Voraussetzung für eine Soziologie, die trotz aller lebensweltlichen und innersoziologischen Re-Figurationen das engagierte Bemühen um soziologische Aufklärung nicht aufgegeben hat. Diesem Anspruch ist uneingeschränkt zuzustimmen. Der Haken an der Sache könnte die gedachte Rolle der Wissenssoziologie in diesem Modell sein. Denn sie selbst reduziert sich gerade *nicht* (was sie von allen anderen verlangt) auf eine der vielen Planetenpositionen im Sonnensystem der Soziologie, sondern sieht ihre (herausgehobene) Stellung, metaphorisch gesprochen, in der Begründung und Aufrechterhaltung des kopernikanischen Weltbildes. Die Voraussetzung für Offenheit, Dialog oder Kommunikation – *you name it* – aber müsste doch, *gerade* in den Kategorien des kommunikativen Konstruktivismus gedacht, die Bereitschaft sein, sich selbst de-zentrieren zu lassen, oder?

Anmerkungen

- 1 Meine Kommentierung geht damit an manchen Stellen über die Auseinandersetzung mit dem in diesem Heft abgedruckten Debattenaufschlag von Knoblauch hinaus. Ich verweise daher im Folgenden jeweils auf die entsprechenden Teile im Buch (Knoblauch 2017) sowie – wenn möglich – auch im Debattenbeitrag (Knoblauch 2019).
- 2 Vor dem Hintergrund der entfalteten Sozialtheorie, die das kommunikative Handeln zum axiomatischen Ausgangspunkt macht, verwirrt die begriffliche Fassung dieser Zeitdiagnose. Lange denkt man beim Lesen, dass in *dieser* Optik doch eigentlich *jede* Gesellschaft eine *Kommunikationsgesellschaft* sein müsste, zumal „kommunikatives Handeln“ denkbar breit gefasst wird. Erst mit der Abgrenzung von der *Kommunikationskultur* (im Buch etwa auf Seite 325) dämmert einem, dass die Umstellung von „Kultur“ auf „Gesellschaft“ der entscheidende Schritt darstellt. Um diesen zu vollziehen, argumentiert Knoblauch makrosoziologisch und betont den Wandel der gesellschaftlichen Funktion von Kommunikation: In der *Kommunikationsgesellschaft* sei Kommunikation etwas, das die Sozialstruktur wesentlich mitforme und nicht mehr nur in einem symbolischen Repräsentationsverhältnis zu ihr stehe (Knoblauch 2017, S. 327 und Knoblauch 2019, S. 121).
- 3 So sind in diesem Modell auch die „Grenzen der Sozialwelt“ (Luckmann 2007) ein Resultat wechselseitiger kommunikativer Bezugnahmen zwischen subjektbegabten Entitäten. Daher muss die Sozialwelt nicht notwendigerweise eine Menschenwelt sein. Sie kann theoretisch auch Tiere oder Roboter oder Algorithmen umfassen; was sie umfasst lässt sich je empirisch bestimmen.

Literatur

- Akrich, M. (1992): The De-Description of Technical Objects: Studies in Sociotechnical Change. In: Bijker, W.E./Law, J. (Hrsg.): *Shaping Technology/Building Society*. Cambridge, S. 205–224.
- Berger, P.L. (2016): Welcome Address at the Conference “Social Constructivism as Paradigm? – 50 Years of The Social Construction of Reality.” 28. April 2015, Universität Wien. Vortrag.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 20. Auflage. Frankfurt a.M.

- Bourdieu, P. (1992): Rede und Antwort. Frankfurt a.M.
- Elias, N. (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt a.M.
- Göbel, H.K./Prinz, S. (Hrsg.) (2015): Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur. Bielefeld.
- Goffman, E. (1971): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. Frankfurt a.M.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd 2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Hicks, J. (1982): God Has Many Names. Philadelphia.
- Knoblauch, H. (1995): Kommunikationskultur: Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin/New York.
- Knoblauch, H. (2017): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-15218-5>
- Knoblauch, H. (2019): Kommunikativer Konstruktivismus und die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 19. Jg., H. 1, S. 111–126.
- Krotz, F./Hepp, A. (Hrsg.) (2012): Mediatisierte Welten: Forschungsfelder und Beschreibungsansätze. Wiesbaden.
- Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.
- Luckmann, T. (2007): Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Luckmann, T. (Hrsg.): Lebenswelt, Identität und Gesellschaft. Schriften zur Wissens- und Protosoziologie. Konstanz, S. 62–90.
- Pfadenhauer, M./Grenz, T. (2017). Von Objekten zu Objektivierung: Zum Ort technischer Materialität im Kommunikativen Konstruktivismus. In: Soziale Welt, 68. Jg., H. 2/3, S. 225–242.
- Rapoport, A. (1982): The Meaning of the Built Environment: A Nonverbal Communication Approach. Tuscon.
- Reichertz, J. (2017): Was ist neu am Kommunikativen Konstruktivismus? Oder: Braucht es neue Formen der Datenerhebung und Auswertung? In: Reichertz, J./Tuma, R. (Hrsg.): Der Kommunikative Konstruktivismus bei der Arbeit. Weinheim/Basel, S. 32–76.
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M.
- Steets, S. (2015): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: Eine Architektursoziologie. Berlin.
- Steets, S. (2016): Taking Berger and Luckmann to the Realm of Materiality: Architecture as a Social Construction. In: Cultural Sociology, 10. Jg, H. 1, S. 93–108.
<https://doi.org/10.1177/1749975515616652>
- Steets, S. (2018): Aktive Dinge, die Grenzen der Sozialwelt und Formen soziologischer Wissensproduktion. In: Endreß, M./Hahn, A. (Hrsg.): Lebenswelttheorie und Gesellschaftsanalyse: Studien zum Werk von Thomas Luckmann. Köln, S. 220–239.
- Tomasello, M. (2008): Origins of Human Communication. Cambridge.
<https://doi.org/10.7551/mitpress/7551.001.0001>
- Weber, M. (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen.